



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Götze, Alfred: Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache

Von Professor Dr. Alfred Götz



Sprachwissenschaft im modernen Sinn gibt es erst, seit sich der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in seiner grundlegenden Bedeutung durchgesetzt hat. Das gilt für alle Gebiete sprachlicher Forschung, wird aber nirgends so deutlich, wie in der deutschen Sprachwissenschaft, von der der entscheidende Anstoß für die älteren Philologien ausgegangen ist. An der deutschen Sprache hat Jacob Grimm die geschichtliche Betrachtung ein erstes Mal und zugleich vorbildlich durchgeführt, zwischen Gottsched, Adelung und ihm liegt der Schritt zu moderner Sprachwissenschaft. Damit ist zugleich auch schon ausgesprochen, daß eine verständige Beurteilung sprachlicher Fragen auch durch Ungelehrte nur möglich ist, wenn sie den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken klar erfasst und unverrückt im Auge haben. Der gebildete Deutsche wird gegen diesen Grundsatz nicht so leicht verstoßen, wenn er französische Worte und Formen von seiner Kenntnis des Lateins her beurteilt oder wenn er, etwa vom Niederdeutschen einerseits, vom Französischen andererseits ausgehend, die germanischen und romanischen Bestandteile im Englischen betrachtet — der Muttersprache gegenüber ist ihm der entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkt nicht so notwendig gegenwärtig. Hier überwiegt ihm die Vorstellung gleichmäßiger Korrektheit, die, zumal auf dem Papier, den deutschen Ausdruck bindet und beherrscht. Die Schule muß dogmatisch verfahren, und wer in jungen Tagen mit Schmerzen gelernt hat, daß jede der Norm widersprechende Bildung und Wortform „falsch“ sei, dem wird der Gedanke, daß auch diese Norm gewachsen und geworden ist, daß sie sich weiter wandeln wird und auch jetzt jeden Augenblick in leiser Umbildung begriffen ist, nicht so leicht in den Sinn kommen. Und wenn schon, so bedeutet ein solcher Wandel der Gesichtspunkte eine Emanzipation von ins Blut gejaagten Vorstellungen, die nicht jeder vollzieht. Propädeutisch richtig und unvermeidlich, bedeutet die schulmäßige Denkweise eine Gefährdung der späteren reifen Betrachtung, wenn sie nicht nochmals ebenso autoritativ umgebildet wird, wie sie ursprünglich eingelernt war. Daran aber scheint es zu fehlen. So kommt es, daß sich die Erwägungen über die Muttersprache, zu denen der Gebildete gemeinhin neigt, mehr um Sprachrichtigkeit drehen als um Sprachentwicklung. Hier kann zunächst nur durch gemeinverständliche Belehrung der Erwachsenen Wandel geschaffen werden, und dazu sind vier Bücher vor allem geeignet, die, zufällig zur gleichen Zeit erschienen, in ihrer Gesamtheit die

deutsche Sprache nach jeder Richtung entwicklungsgeschichtlich vorführen und durchleuchten. In den weitesten Rahmen spannt Hr. Sandfeld-Jensen, Professor an der Universität Kopenhagen, den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken. Sein gedankenreiches Büchlein: „Die Sprachwissenschaft“ (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner, Leipzig 1915, 1,25 M.) handelt im Grundsatz von jeglichem sprachlichen Geschehen in jeder Betrachtungsweise, die die Wissenschaft kennt, in Laut-, Wort- und Satzlehre, Formen- und Bedeutungslehre. Es führt deren Wege und Ergebnisse in schneidender Klarheit und Kürze vor. Überall zeigen sich dabei die Dinge in Fluß. Sprachliches Wissen wird nur ausnahmsweise so überliefert, daß ein Lehrmeister dem Lernenden die Sachen zeigt, ihm dazu deren Namen unmißverständlich vorsagt und bis zu voller Sicherheit einübt, sondern im raschen, bunten, zufälligen Leben des Tags muß der Neuankömmling die Wörter und Fügungen erhaschen, durch Mißverständnis oder Spott oder Rückfrage wird sein eigener Sprachgebrauch mehr gelegentlich als planmäßig zurechtgerückt. Durch fehlerhaftes Hören, mangelhaftes Nachbilden, durch Eigenmächtigkeit und Mißverständnis entstehen Abweichungen vom Vorbild schon da, wo unter den günstigsten Bedingungen das Kind die Muttersprache erlernt — wie viel mehr, wo Laute einer fremden Sprache übernommen werden sollen, deren Bildung und Gefüge ungewohnt sind, von deren Form keine Brücke hinüber zu ihrer Bedeutung führt. Ein Beispiel mag das zeigen. Zwei Damen stehen vor einer weiblichen Figur, die auf einer Tiergestalt ruht. Die eine erklärt, daß dies „Ariadne auf Naxos“ sei und fragt: „Wie gefällt sie dir?“, worauf die andere antwortet: „Recht gut, namentlich die Ariadne; der Naxos will mir weniger gefallen.“ Solche Fälle, die in ein Gelächter enden, bleiben ohne Entwicklungsfolgen, aber die leiseren, unbemerkten, die das Verständnis nicht merkbar beeinträchtigen, sie häufen sich in größeren Gebieten und Zeiträumen zu dem, was dann in seiner Gesamtheit „Sprachgeschichte“ heißt und all die ungeheure Mannigfaltigkeit der 1500 Sprachen der Erde umschließt, die nur mit den Methoden der Sprachvergleiche bewältigt werden kann. Diese aber stellen wieder nur eine besondere Anwendung des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens dar.

Wie groß die Mannigfaltigkeit schon auf dem begrenzten Gebiet einer einzigen Sprache und in einem kurzen Zeitraum sein kann, stellt klug und überzeugend W. Fischer an der deutschen Sprache der Gegenwart vor Augen. Sein Trank ist nicht so stark eingebraut wie der Sandfeld-Jensens, sein Buch: „Die deutsche Sprache von heute“ (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner, Leipzig 1914, M. 1,25) liest sich bequemer als das vorige, weil es nicht die Fülle der Probleme auf knappstem Raum zusammendrängt, sondern lieber bei ausgewählten Kernfragen von typischer Bedeutung verweilt. Als guter Lehrer versteht Fischer zu fragen. Den, der unserer Kasusendungen oder der festen Grenze zwischen starker und schwacher Flexion gewiß zu sein meint, fragt er: Wie heißt es — auf dem Turme oder auf dem Turm? Wie heißt die Ber-

gangenheit von backen? Wie das Partizip von weben: gewoben oder gewebt? Vielbeseufzte Schwierigkeiten unserer Muttersprache löst er lehrreich auf in ein Weitergehen der Entwicklung, z. B. den Gebrauch von als und wie bei Vergleichen: mhd. wird mit wie nur gefragt, verglichen mit als, beim Komparativ stand denn. Mhd. ist bei Ungleichheit als an die Stelle des alten denn getreten, bei Übereinstimmung hat wie das ältere als verdrängt, doch ist diese Entwicklung noch nicht völlig abgeschlossen. Andererseits wird wie seit mehr als hundert Jahren auch noch komparativ gebraucht und ist im gesprochenen Deutsch auch da weit vorgebrungen. Eine innere sprachliche Notwendigkeit läßt sich für keinen dieser Zustände konstruieren: es war früher anders, wird künftig anders sein und in keinem Augenblick hat die herrschende Schulregel unbedingt gegolten. Die Unhaltbarkeit einer Kritik springt in die Augen, die alles billigt, was durch Veränderung in früherer Zeit entstanden ist, und alles ablehnt, was in der Gegenwart anders werden will, die aber weder den Gang der Entwicklung in alter Zeit zureichend kennt noch auch Folgerichtigkeit, Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit heutiger Neuerungen würdigen will. Entwicklung ist nicht nur gestern möglich, sondern auch heute und morgen. Unduldsamkeit ist notwendige Durchgangsform der Schule, die Wissenschaft macht die Tore weit und lehrt duldsam sein. Sie stellt fest und ist sparsam mit Werturteilen. In das Reich der deutschen Sprachgeschichte mit weltweitem Hintergrund und höchsten Gesichtspunkten führt Fr. Kluges meisterhaftes Büchlein: „Unser Deutsch“ (Wissenschaft und Bildung, Duelle und Meyer, Leipzig, 3. Aufl., Nr. 1,25) sympathisch und anregend ein. Die Kulturwerte der deutschen Sprache werden temperamentvoll entwickelt; den Germanen wird ihre sprachliche Stellung nahe bei den Kelten, aber noch näher bei den Lateinern angewiesen; im Christentum die erste Kulturwelle geschildert, die stark und reich auf die germanische Sprachwelt wirkt; die Entstehung unserer Schriftsprache umsichtig und lehrreich erörtert. Nach diesem allgemeinen Teil des Buches aber geht der besondere auf die deutschen Ständesprachen ein, das eigenste Arbeitsgebiet des Verfassers: Rotwelsch, Studenten-, Seemanns- und Weidmanns Sprache erscheinen in runden Bildern mit fatten Farben, in frischer Forscherlust und mit sichtbarer Freude an der Darstellung festgehalten. Ein maßvoll vorurteilsfreies Wort über Sprachreinheit und Sprachreinigung schließt das Büchlein, in dem der entwicklungsgeschichtliche Gedanke geradezu Prinzip der Darstellung geworden ist. Nie werden die Dinge dogmatisch hingestellt, sondern stets entwickelt, und dabei entstehen vielfach wahre Kabinettstücke sprachlicher Analyse, wie S. 91 die Deutung von piekfein: „Es kann nur ein scherzhafter Trugschluß sein, wenn neben dem kreuzbrav und herzlich unserer Volkssprache die Studenten ein piekfein geschaffen haben, als ob die Kreuzfidel, Kreuzliederlich, Kreuzphilister und das Herzbruder der Burschenschaft eigentlich im Kartenspiel ihren Ausgangspunkt hätten.“ In der Lehre vom Bedeutungswandel stellt Waag den Teil des deutschen Sprachlebens dar, der dem gebildeten Laien am anziehendsten zu sein pflegt: die „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes“ (Verlag von Moritz Schauenburg,

Lahr 1915, 3. Aufl., M. 3). Das Bedürfnis, über die eigene Sprache nachzudenken, findet hier seine nächste und natürlichste Befriedigung. Dabei darf nicht verkannt werden, daß wir gerade hier von der genetischen Erkenntnis der Erscheinungen noch weit entfernt sind. Man ordnet den bunten Befund herkömmlich nach logischen Gesichtspunkten und läßt den psychologischen Werdegang des Bedeutungswandels unerforscht. Ein befriedigendes System des Bedeutungswandels ist noch nicht aufgestellt, der entwicklungsgeschichtliche Gedanke auf diesem Gebiet mehr Forderung als durchgeführte Lehre. Und damit stoßen wir hier auf die Grenzen unseres Prinzips.

Man hat die Gesamtheit der Sprachveränderungen das Leben der Sprache genannt, zutreffend insofern alles Leben Entwicklung ist. Der Ausdruck ist ein Bild, das man ruhig beibehalten mag, so gut wie wir trotz besserer Kenntnis von Sonnenaufgang und -untergang sprechen, dessen Charakter man sich aber gegenwärtig halten muß, um nicht zu schiefen Folgerungen zu gelangen. Mit anderen Bildern steht es nicht besser. Man nennt das Latein Muttersprache im Verhältnis zu Spanisch usw. als Tochtersprachen, und muß sich doch hüten, das Verhältnis der beiden genealogisch zu fassen. Die Tochtersprache ist vielmehr die Muttersprache selbst, nur in einer jüngeren Gestalt, auf einer späteren Stufe der Entwicklung. Die Entwicklung aber leitet ohne Sprung von der einen zur andern. So hat auch die Einteilung der Sprachen der Welt in Sprachfamilien mit Familientypus, näherer und entfernterer Verwandtschaft nur den Wert eines handlichen Bildes, darf aber nicht dazu verleiten, die Dinge genealogisch zu mißdeuten. Streng genommen gibt es keine Sprache, sondern immer nur ein Sprechen als Wirksamkeit, als Lebensäußerung des sprechenden Menschen, ohne selbständiges Dasein. Sprachveränderungen sind Änderungen am sprechenden Menschen, von ihm aus, psychologisch, muß man zur Lösung der Rätsel vorzudringen suchen, die der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in der Sprache noch aufgibt. Denn gerade die wichtigste Frage bleibt vorerst ungelöst: warum ändert sich die Sprache jeden Tag und in jeder Hinsicht? Ihrem Zweck, der Verständigung, ist das vollkommen zuwider.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber Georg Meinhof in Berlin-Bichterfelde West. — Manuskriptendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Bichterfelde West, Sternstraße 56.

Sprechsprecher des Herausgebers: Amt Bichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bügnow 6210.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.